

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 120 (1979)

Artikel: Nidwaldner Portraits
Autor: Wyrsh, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nidwaldner Portraits

von Prof. Dr. Jakob Wyrsch mit Zeichnungen von Dr. Robert Durrer

Tritt hier ein Nidwaldner in der Fremde an? Dies darf man nicht sagen, denn *Franz Ludwig Zelger* (1864—1944) wohnte in der Nachbarschaft, die wir halbwegs als zugehörig seit alten Zeiten empfanden, nämlich in Luzern, im schönen Haus am Kapellplatz mit Blick auf Reuss und Kapellbrücke. Wenn ein Nidwaldner, der nichts von ihm wusste, im Vorbeigehen an der Haustüre den Namen las, war es ihm, als wäre er schon beinahe hiesig. Sein Vater Jakob Josef Zelger (1812—1885) gehörte zum Geschlecht der Zelger rings um unsern Rathausplatz, nur drängte es ihn nicht zum Dienst im Staat und Militär, sondern er trat insoweit aus der Reihe, als es ihn zur Kunst drängte, und nochmals war es ungewöhnlich, dass er als Maler



nicht zu einem Schüler oder gar Nachahmer von J. M. v. Deschwanden, damals auf dem Gipfel seines Ruhms, wurde, sondern sich der Landschaftsmalerei zuwandte und zwar ganz besonders in den Alpen,

und damit bald bekannt und bewundert wurde. Nach dem Tode seiner ersten Frau übersiedelte der Kinderlose nach Luzern und stieg bald zu Ruhm auf, weit über die Schweizer Grenzen hinaus. Haben doch russische Grossfürstinnen sein Atelier in Luzern besucht, um Bilder auszuwählen, und sogar die Königin Victoria von England hat ihm Aufträge erteilt. Es stimmt nicht, dass man im 19. Jahrhundert nur im engen Winkel von Haus und Dorf gelebt hat. Das Reisen war wohl mühsamer und erforderte mehr Zeit. Ueber das benachbarte Europa kamen Wenige hinaus. Aber dafür hat man da und dort auch Leute kennen gelernt, sogar Freunde gefunden, während wir heute viel bequemer und rascher dank Auto und Flugzeug um die ganze Erde geschleppt werden, und dabei dies und das schnell sehen, aber Niemanden kennen lernen.

Aus der zweiten Ehe, die der Maler in Luzern schloss, stammt der Sohn Franz Ludwig, den wir im Bild sehen. Er wurde Doppelbürger, von Stans und Luzern. Insoweit schlug die Art der Zelger bei ihm wieder durch, als er sich dem Militärischen und als Dr. jur. besonders dem Staatsdienst zuwandte. Er stieg im Militär zum Oberstleutnant auf und in Stadt und Kanton diente er in verantwortungsvollen Aemtern als Präsident der Korporationsbürgerschaft der Stadt und besonders als langjähriger Kriminalgerichtspräsident des Kantons. Er verstand Recht und Gerechtigkeit zu vereinen, zu verweisen, zu verstehen und zu verurteilen ohne zu verdammen, wie es dem Sinn des Strafrechts entspricht, das die Besserung des Täters will. Das Zelgerische zeigt sich aber auch darin, dass er nebenbei einen besondern Sinn für historische Forschung hatte. Neben andern Forschungen und Aufsätzen hat er sich um die Geschichte der Gemeinde Rothenburg, die im Mittelalter von besonderer Wichtigkeit im Luzernischen war, verdient gemacht. Dass er das Ehrenbürger-Recht

dort erhielt, war der beste Dank. Es gehört aber zum Schluss beizufügen, dass Zelger seiner ursprünglichen Heimat Stans keineswegs entfremdet wurde. Er hatte Beziehungen, kam zu Besuch, war hie und da auf Weg und Steg bei uns zu sehen, und deshalb gehört sein Bild auch in den Nidwaldner Kalender.

Fragen an uns zu stellen, sprach über einen geschichtlichen Vorgang und, als nach drei Viertelstunden die Glocke läutete, hatte er genau mit dem letzten Satz alles abgeschlossen, was über diesen Vorgang zu sagen war, und ging mit leichtem Gruss zur Türe hinaus. So etwas waren wir uns ungewohnt, aber es gefiel uns und wir



Aber nun bleiben wir in Stans. Dr. P. *Adelhelm Jann*, mit Taufnamen Karl (1876—1945) wuchs hier auf, trat 1889 in die erste Klasse des Kollegi, war guter Schüler, besonders in klassischen Sprachen und im Deutschen, trat in den Kapuziner-Orden, schrieb in Freiburg i. Uecht. eine recht heikle Dissertation: «Ursprung des königlichen Patronates in den portugiesischen Kolonien», aber sie gelang. Er wurde Dr. phil., kam als Geschichtslehrer bald an unser Kollegi und nun erfuhren wir Studentlein etwas, was wir nie gehört. P. Adelhelm trat herein, setzte sich ans Pult, legte vielleicht ein Buch vor sich hin, vielleicht nicht einmal, und begann zu reden, ohne zu stocken, ohne sich zu widersprechen oder gar den Faden zu verlieren, ohne

hatten gut aufgepasst. Erst an der Universität erfuhren wir, dass so etwas Magistral-Vorlesung genannt wurde, die nicht jedem Professor gelang.

Das Gleiche erfuhren wir aber auch, wenn P. Adelhelm an einem sog. Heiligtage in der Pfarrkirche als Festprediger mitwirken musste. An solchen hohen Festtagen wurden damals Messen mit Orchester gesungen, und dies dauerte nicht nur lange, sondern war auch anstrengend. Wenn es nicht andere schon getan haben, so sei es hier zu unserer damals jugendlichen Schande verraten: Wenn der Prediger auf die Kanzel trat, ging man manchmal in den langen Seitengang links hinaus, sah durch das Fenster etwas auf den Dorfplatz hinunter, tat einige Züge frische Luft und

besonders wurde ein Korb in einer Ecke mit etwas Essbarem und Trinkbarem in Beschlag genommen, den weissnichtwer auf irgend einem Weissnichtwie-Weg hiehergeschafft hatte. Denn es galt doch, sich etwas zu stärken und Mund und Kehle zu netzen, bevor es an das anstrengende und lange Credo ging, das schwierige Glanzstück jeder Orchester-Messe. Nur wir Studentli haben uns doch immer enthalten, sei es aus Zucht oder weil nichts für uns übrig blieb.

Aber wenn P. Adelhelm auf die Kanzel trat, ging kaum einer zur Türe hinaus, auch wenn es uns bewusst war, die Predigt kann drei Viertelstunden dauern und die beschränkten Sitzplätze auf der Orgel-Empore müssen dem Sopran und Alt überlassen werden. Denn der Prediger begann, die Tonlage seiner Stimme genau der guten Akustik der Pfarrkirche angepasst, sprach ohne zu stocken, sprach spannend, fesselnd, so dass wir keinen Satz verlieren wollten bis zum Schluss-Amen.

Als Geschichtsforscher musste sich P. Adelhelm besonders mit dem Kapuziner-Missions-Bischof Anastasius Hartmann befassen und damit mit der Missions-Geschichte überhaupt, zumal schon seine Dissertation in dieser Richtung lag. Die Arbeit häufte sich und die Sammlung von Briefen, Gedrucktem, Urkunden, auch Politischem, wuchs ins Unermessliche, sodass er 1931 als Professor in Stans abgelöst wurde.

Etwa zwei Jahrzehnte vorher aber hatte er sich mit Eifer einer andern Forschung hingegeben. Emil Bächler hatte 1904 im Wildkirchli und etwas später noch im Sarganser-Land Knochen des urzeitlichen Höhlenbärs ausgegraben. Nun wurde im ganzen Schweizerland die Höhlengraberei fast zur Sucht. In Nidwalden haben wir ja — oder hatten wir, muss leider heute gesagt werden — das Drachenloch und hatten sogar die Sage vom Drachen, der vom ältesten Winkelried getötet wurde. Sogar eines der damals beliebten Versepen: «Das Drachenried», hat Dr. Wolde-mar Cubasch in Stansstad 1904 gedichtet. Also stiegen wir nun an schulfreien Nach-

mittagen unter Leitung von P. Adelhelm, dem Historiker, zum Drachenloch hinauf und gruben unermüdlich und freuten uns noch mehr auf die Einkehr im Allweg-Wirtshaus beim Heimmarsch. Es wird sogar behauptet, einige Faule seien schon beim Hinmarsch eingekehrt und einfach bis zum Heimmarsch sitzen geblieben. Es wird aber auch behauptet, der «Heimeler» — er muss deswegen im Kalender auch noch drankommen — habe hinterrücks Knochen des zeitgenössischen Rindviehs im Drachenloch vergraben. Ob es wahr ist? Auf jeden Fall ist P. Adelhelm nicht hereingeflogen. Es wurden leider keine Knochen des Höhlenbärs gefunden, immerhin Einiges von recht altem Getier, worüber P. Adelhelm in einem Aufsatz der «Schweiz. Rundschau» (Verlag Hans von Matt, Stans) Kunde gab.

Das Bild, auf dem wir P. Adelhelm als Gräber sehen, stammt nun nicht vom Drachenloch, wo photographische Aufnahmen ziemlich schwierig gewesen wären, sondern vom Bürgenberg, wo versuchsweise auch einmal gegraben wurde, leider ohne etwas von Bedeutung zu finden.

Bleiben wir noch beim geistlichen Stand und wechseln wir nur zur Welt-Geistlichkeit hinüber, wie man damals sagte. *Franz Xaver Achermann* (1854—1914) war ein Buochser und wuchs auch dort auf, doch als Priester wirkte er in den Bergen ennet der Brücke über die Engelberger-Ah: 1878 Kaplan in Oberrickenbach, 1881 Fröhmesser in Wolfenschiesen und seit 1890 bis zu seinem Tode Pfarrer daselbst. Er wird dort unvergessen sein, doch ging seine Wirksamkeit weit über die Pfarrei hinaus. 1901 wurde er zum Kantons-Schulinspektor ernannt und dies war eine gute Wahl. Er nahm das Amt nicht nur als Ehre, sondern als besondere Pflicht. Er erschien häufig, angemeldet oder nicht, in den Schulzimmern des Kantons, hörte aufmerksam zu, was der Lehrer sagte, und frug auch, wie er es sagte und wie er sich zu den Schülern



verhielt. Er stellte auch selber Fragen und sprach zu den Schülern. Kurz, er trat nicht bloss als rascher behördlicher Aufseher auf, um seiner Pflicht zu genügen, sondern wie wenn er auch selber Lehrer und Lernender wäre. Seine Schulberichte, die er der Regierung gab und die gedruckt wurden, äussern sich deshalb auch in Bemerkungen zum Zeitgenössischen und zum guten oder weniger guten Wandel im Schulwesen.

Nun kommen doch die Regierungsräte an die Reihe und zwar ihrer zwei, beide Bauern, die aber nicht gleichzeitig, sondern nacheinander wirkten. Der ältere ist der «Englerzer», wie er kurzweg genannt wurde, also einer aus Altzellen. *Mariä Niederberger* (1851—1913) war vielleicht der Einzige oder wenigstens einer der ganz Wenigen, die von dort kamen. Und das zweite Unerwartete, er gehörte zur liberalen Partei, genauer gesagt zu jener Partei, schwächer an Zahl, aber notwendig, damit die stärkere Partei nicht übermütig und allein bestimmend werden kann, denn ein Zügel gehört zu einem demokratischen Staatswesen. Es passte aber auch gut zu Altzellen. Blickt man von der dortigen

Kapelle über die Raine und Matten hinab, könnte man sich beinahe in die Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft versetzt glauben: Kein Dorf, nicht einmal ein Weiler, jeder auf seinem Heimwesen für sich und frei, und doch vom Nachbarn nicht so weit entfernt, dass er zum Einsiedler und Eigenbrödler wird, sondern friedlich Hilfe und Beistand findet, und also mit dem Andern auskommen muss, wenn er dessen bedarf, und dass also alle zusammenhalten und sich nicht dauernd verfeinden können.

Man sieht im Bild, wie der «Englerzer» war, einer, der seine eigene Meinung hatte und sie auch vertrat mit Gründen, wenn



er auf Widerstand stiess, und nicht aus Wankelmut oder dem Frieden zulieb sich umstimmen liess. Was er deshalb ebenso sehr geachtet wie gelegentlich etwas gefürchtet?

Der zweite Regierungsrat *Josef Niederberger* (1880—1949) stammte auch aus dem Bauerngeschlecht, aber wuchs im Dorf und Stanser-Boden auf. Später heiratete er



eine Tochter aus dem «Heimeli» im Oberdorf, zog dort ein und wurde damit zum weitbekannten «Heimeler». Er hatte auch in vielem seine eigene Meinung und verfocht sie, aber war dabei gesellig und lebenslustig. Auch dies kann einer schon aus der Zeichnung herauslesen.

Im Militär war er bei der Kavallerie, und wir Buben sahen jeweils neugierig, wie er in Reithosen und Stiefeln vor dem Ottikon-Stall sein Pferd putzte und striegelte, dann den Waffenrock anzog, das Käpi mit dem weissen Busch aufsetzte, sich in den Sattel schwang und in den WK ritt. Denn dies konnte man damals noch und brauchte weder Wagen noch Eisenbahn.

Jahrzehnte später trafen wir zwei Sanitätskorporale aus Stans den «Heimeler» nochmals als Kavalleristen in Bellinzona bei der Grenzbesetzung 1914—18. Als er uns einmal auf der Strasse dort traf, lud er uns als Stanser ein, ihn einmal nach dem abendlichen Hauptverlesen bei der Schwadron zu besuchen. Wir gingen und, es muss gesagt sein: Als Korporale hatten wir den höhern oder teilweise gleichen militärischen Rang, aber wir merkten sofort, dass wir als ganz kleine Leute in eine weit

höhere Gesellschaftsklasse aufgenommen waren. Es wurde getrunken und getanzt, denn es war natürlich ein Wirtshaus, und «Heimeler» führte ein grosses Wort, nicht mit Prahlen natürlich, aber mit witzigen Einfällen, harmlosen und auch weniger harmlosen, und er verstand gut zu reden, so dass man ihm auch Spott nicht übel nahm.

Erst viel später kam er dann in die Aemter, wie wir in Nidwalden sagen. Er wurde in die Regierung gewählt und erhielt das Amt des Land-Säckelmeisters, welcher alte Titel ihm ganz behagte, im Gegensatz zu Spätern dieses Amtes. Ein «Büro» für die Besorgung dieses Amtes gab es damals nicht und ein Fräulein zur Hilfe wurde auch nicht zugewiesen, sondern wie eh und je musste der Säckelmeister seiner Pflicht zu Hause oder wo er sonst wollte, nachkommen, was aber den Vorteil hat, dass keine Büro-Stunden abgesessen werden müssen. Im «Heimeli» wurde nun der jüngere Sohn zur Hilfe herangezogen. Man fand, ein guter Kopf und Fleiss und Uebung helfe ebenso gut wie vieljähriges Auf-der-Schulbank-sitzen.

Dass einer wie der «Heimeler», und dazu noch politisch tätig, kein zurückgezogenes Leben stiller Beschauung in vier Wänden führen kann, gehört sich. Deshalb war er gesellig, war ringsum in Wirtschaften zu treffen, ohne aber ein süchtiger Trinker zu werden, unterhielt die Gäste, vernahm aber in geschickter Weise auch manches, was nicht Jedem gegenüber ausgeplaudert wird, und verstand es, lange Sitzungen von Behörden und Vereinen durch zahme und weniger zahme Redensarten erträglich zu machen. Trotzdem wurde ein weiterer Aufstieg, falls er darauf aus war, durch den Streit um das Bannalp-Werk nach 1930 abgebrochen. Er war kein Befürworter, denn, wie viele von uns, schenkte er den Gutachtern, zu denen sehr bedeutende Männer gehörten, Glauben, und diese prophezeiten fast den Untergang Nidwaldens, wenn das Werk ausgeführt würde. Als die Befürworter des Werks aber obenauf schwangen, trat er rechtzeitig als Regierungsrat zurück und wurde nun in seinem

letzten Jahrzehnt das, was man Privatmann nennt. Zum Einsiedler zwar wurde er nicht. Immer noch sah man ihn mit dem Velo, dem er treu blieb, durch das Dorf fahren, hörte ihn in einer Wirtschaft witzige Bemerkungen machen, nur weniger angriffig und laut.

Dem Regierungsrat, der ins Rathaus hinauf musste, gehörte der Vortritt. Aber dann darf der Platz davor nicht vergessen werden. Denn im Zelger-Haus gleich gegenüber wohnte und wirkte einer, der in



Stans nicht vergessen ist, nämlich *Major Caspar Flühler* (1852—1934) unter welchem Titel er in ganz Nidwalden bekannt und genannt war. Er hat Titel und andere Würden als Bube wohl nicht geahnt, denn er stammte aus dem Bauerngeschlecht an der Wilgasse und, wer weiss, musste er seine Schulung mit den Primarklassen abschliessen oder, falls es sie schon gab, mit der Sekundarschule. Aber es zeigt sich hier,

auf was es ankommt: Nicht auf die Schulung und Fortbildung, sondern auf den Verstand und das Talent, das einer ins Leben mitbringt und nicht auf das Schulwissen, das uns beigebracht wird. Er überliess nun die Besorgung des Heimwesens seinem jüngern Bruder Josef (1853—1933), der uns im Kalender für 1973 schon begegnet ist. Denn sein Talent drängte ihn zur Tätigkeit in Verwaltung und Handel und damit auch zu Gesetz und Recht. Bescheiden begann er zunächst in einem Zimmer des Heimwesens und, da die Landsleute, die ihn aufsuchten, Vertrauen zu ihm hatten, konnte er bald einmal ins Dorf Stans hinübersiedeln und nach seiner Heirat mit einer Tochter aus dem Obern Haus der Deschwanden zog er gleich nebenan ins alte Zelger Haus. Aber es war zunächst nur Stockwerk-Eigentum — auch so etwas gab es damals — und das Haus gehörte sonst der Witwe des früh verstorbenen Landammann Walter Zelger (1826—1874), dem letzten der vielen und sehr verdienten Landammänner aus dem Stamm der Zelger vom Waltersberg. Er wohnte zwar im Zelger-Haus zur Mürig und hatte seine Base Emilia aus dem Zelger-Haus gegenüber dem Rathaus geheiratet. Als Student schon hatte er heimlich ein Tagebuch: «Journal interessanter und uninteressanter Tagesneuigkeiten 1847—1850» geschrieben, äusserst aufschlussreich für die Zeit des Sonderbundskriegs bis einige stürmische Jahre nachher, weshalb der Hist. Verein von Nidwalden es 1973 als Heft 23/24 seiner Schriftenreihe gedruckt herausgegeben hat.

Nach dem Tode ihres Mannes und dem frühen Tode der Kinder, zog aber Witwe Emilia Zelger-Zelger in ihr altes Vaterhaus hinüber und heiratete den Sängler Moritz Hindemann von Zug. Dies wurde nun für den überaus fleissigen, arbeitsamen und nüchternen Caspar Flühler eine Belästigung. Denn unterhalb ging Lärm und Musik und Gelage bis tief in die Nacht und noch länger vor sich und störte Arbeit und Nachtruhe. Erst als Frau Emilia zur Heilung nach St. Urban übersiedelte und Hindemann auszog, gelang es Flühler, das gan-

ze Haus als Eigentum zu übernehmen und nun hatte er seine Ruhe zum Schaffen.

Denn wer, wie er, rechnen und schreiben musste und zwar am Tisch mit Bleistift und Tinte wie damals, ohne den heutigen Büro-Maschinen-Park, kann keine Störung brauchen und auch das Telephongeklingel, das gegen 1900 und zuerst noch dürftig aufkam, wäre unerwünscht gewesen. Denn genau bis zum kleinsten Geldstück musste gezählt und zusammengerechnet werden, damit niemand zu Schaden und niemand zu einem ungerechten Vorteil kam, denn auch die kleinste Münze, die wir heute eher wegwerfen, falls sie uns doch einmal in die Hände gerät, hatte damals ihren Wert. Derart rechneten Caspar Flühler und sein guter Kanzlist Gottfried Wyrsh-Engler, zugleich Helden-Tenor der Stanser-Bühne auf der Mürgg, den wir nur noch auf dem Bild der Spieler des «Zauberschloss 1900» (Nidw. Volksblatt 8. Febr. 1978) kennen und sonst ist er vergessen.

Aber Caspar Flühler ging nicht im Geschäftlichen auf, er sah weit darüber hinaus. Er, der nie eine sogenannte höhere Schule besucht hatte, kannte sich auch in Gesetz und Recht aus. Wie ein Jurist verstand er sein Amt als Obergerichtspräsident zu versehen. Und die Advokaten, die jungen *Doctores juris utriusque*, mussten gut beschlagen sein, wenn sie im Kantonalen Anwaltsexamen den Fragen des Präsidenten standhalten wollten.

Wie er aber auch Leben und Freiheit ernst nahm, erfuhren wir junge Studentlein, ohne dass wir merkten, dass jeweils er gemeint war. Im Kollegi begannen damals die jährlichen Exerzitien gleich am Aschermittwoch nachmittag, also nach drei schulfreien Tagen, an denen es nicht geradezu ausgelassen zuzuging, aber doch etwas in dieser Richtung. Da begann nun die erste Predigt regelmässig mit: «*Est tempus cantandi, est tempus saltandi, est tempus bibendi*» usw. (Zeit zum Singen, zum Tanzen, zum Trinken) und dann kam: «*Sed est tempus orandi, tempus laborandi, tempus jejunandi*» usw. (Zeit zum Beten, zum Arbeiten, zum Fasten). Dann wurde

die Geschichte eines hohen schweizerischen Offiziers als Beispiel uns vorgehalten, der, um ein Opfer zu bringen, von Aschermittwoch bis Ostern nicht rauche. Name wurde nie genannt und wir rieten jedes Jahr umsonst, wer etwa dieser hohe Offizier sein könnte. Es ging etwa 50 Jahre und da haben wir auf Umwegen sagen gehört: «Ach, unser Vater! Er war ein grosser Raucher und manchmal sah man ihn fast nicht vor lauter Tabak-Rauch hinter seinem Schreibtisch. Aber da meinte er immer, er sollte während der Fastenzeit sich ein Opfer auferlegen und nicht rauchen. Und wir haben unter uns hie und da gesagt: Wenn er doch nur wieder etwas rauchen würde, dann ginge es auch mit seiner Stimmung aufwärts, denn er war sonst ein guter, lieber Vater». Endlich erfuhren wir es: Der hohe Offizier war Major Flühler.

Aber man glaube nun gar nicht, Major Flühler habe mit seinem militärischen Titel geprahlt. Nicht er nannte sich so, sondern wir taten es. Denn nicht nur das Geld, auch die Titulaturen verlieren ständig an Wert. Nach 1900 gab es bei jedem Bäcker ein-rappige Kröpfli zu kaufen und die waren gut. Der Zeichner Robert Durrer hat es damals dem Schreiber dies wörtlich bestätigt. Heute zahlt man einige Batzen und hie und da sind sie auch gut. So hatte auch der Titel Major damals einen hohen Wert. Vielleicht müsste man heute fast Brigadier sagen, um ihm gleich zu kommen? Der Exerzitien-Prediger durfte also derart reden.

Das Handwerk sei aber nicht vergessen und deshalb kommt als letzter ein Handwerksmann, nämlich *Remigi Flury* (1861—1944) an der Stansstaderstrasse, Sattlermeister, ein heute fast ausgestorbener Beruf, trotzdem jetzt hier mehr geritten und vorher gesattelt wird als zu seinen Zeiten. Aber damals gab es Fuhrwerke und nicht bloss Automobile, und da brauchte es Pferde-Geschirr und Leitseil und Peitsche und noch anderes dazu. Zur Erholung von der Arbeit suchte Flury die be-

reits im nächsten Kalender genannten Flury-Balz, Lunzi-Stöckli und Sepp Lussy nach dem Mittagessen am Eingang der Ottikon-Gasse auf, um zu tubäkeln, zu loben, zu schimpfen und zu hecheln. Dies ist gut, nicht nur zur Verdauung, sondern auch zum menschlichen Zusammenhalt.

Daneben galt er aber auch als guter Gänger und Kenner von Fels und Gletscher. Wenn wir, kaum dem Schulalter entwachsen, zu Hause Pläne machten und um Erlaubnis bettelten, wurde von sorglichen Eltern der Sattler Flury zur Beratung geholt oder sogar als Führer gedungen. Eine Schar von einem Dutzend oder mehr, dabei sogar einer aus dem flachsten Deutschland, der die Berge nicht einmal recht von unten gesehen hatte, hat Flury heil und unverseht, auch nachts in der Ruckhubel-Hütte unbeanstandbar, auf den Engelberger-Rotstock hinauf und hinab kutschiert, jeder auf seinen beiden eigenen



Beinen. Dies ist sogar durch ein Bild beweisbar: Buben und Mädchen heil und froh.

Ringelreije

Babettli chum cho tanze
und dui Mariili ai.
Dr Veeri hed e Ranze
und ganz e dinni Frai.
Trarii, traraa, trarii summ summ.
Mr tanzid driimal z'ringletum.

Und tiänd es Liädli singe
vo's Nachbers rote Chatz
und vo de Ohreringe
vo's Seppetonis Schatz.
Si sind nid Gold und glänzid gliich,
as chämid's us um Himmelriich.

Dr Toni isch go jage,
duruif scho mitt's dr d'Nachd,
und wo-n-es isch cho tage,
hed är es Schläfli gmachd.
Dervo sind Gämschi, Dachs und Reh
und är hed nid es einzigs gseh.

Mr tanzid ume Brunnestock
und land dr Rock la fliige,
bim Gumpe wiä-n-e Gitzibock,
da bruichd es keini Giige.
Trarii, traraa, trarii summ summ.
Mr tanzid driimal z'ringletum.

J. v. M.